

Philippe Wampfler

»online first« Geisteswissenschaften als *Social Media*

»Booklength literature is the product of certain historical conditions, of a certain relationship to written language. Assimilate book-ism to webism and the book looks like nothing so much as an unreadably long, out of date, and non-interactive blog post.«¹

Am 7. Juni 2006 töteten amerikanische Streitkräfte den jordanischen Terroristen Abu Musab az-Zarqawi im Irak. Sein Tod wurde am Morgen des 8. Juni bestätigt, entsprechende Informationen gelangten an die Medien. Die Redaktion des britischen Guardian unter Chefredaktor Alan Rusbridger beschloss, den Artikel zum Tod az-Zarqawis noch am selben Tag auf der Homepage zu publizieren, bevor er am nächsten Morgen gedruckt erscheinen sollte. Der Artikel leitete beim Guardian, der seit 1821 erscheint, eine neue Ära ein: Das »web first«- oder »online first«-Prinzip führte dazu, dass Artikel sofort digital publiziert werden und erst später gedruckt erscheinen, eine Praxis, die bei US-amerikanischen Zeitungen schon länger gepflegt wird. Die virtuelle Form des Artikels ersetzte die als Papierobjekt in der Welt existierende als die ursprüngliche, erste Publikationsform.²

Die Konsequenzen des Paradigmenwechsels von der regelmäßig erscheinenden Zeitung, welche die Nachrichten eines bestimmten Zeitraums gebündelt zu einer bestimmten Tageszeit Leserinnen und Lesern zur Verfügung stellt, hin zum Nachrichtenportal, in dem Artikel laufend #aufgeschaltet#hochgeladen?# werden, haben den Printjournalismus und seine Wissensproduktion und -verbreitung grundlegend verändert. Davon betroffen waren sämtliche Akteure im System, dessen wirtschaftliche Bedingungen und die Bedeutung seiner Produkte, der journalistischen Texte. Die Möglichkeiten digitaler Kommunikation beeinflussen auch das Verhältnis des Journalismus zu anderen Formen der Wissensproduktion und zu seinen Rezipientinnen und Rezipienten.

Im Folgenden soll aufgrund einer Skizze dieses Wandels die Frage diskutiert werden, warum die Geisteswissenschaften, die sich wie der Printjournalismus durch die Herstellung von und den Umgang mit Texten auszeichnen, im deutschsprachigen Raum diesen Wandel weitgehend ignoriert oder umgangen haben. Nach einer Bemerkung zur Bedeutung von »online first« für den Printjournalismus wird in einem ersten Schritt deskriptiv festgehalten, wie Möglichkeiten des Web 2.0

den Umgang mit Wissen und die Publikationspraxis in den Geisteswissenschaften beeinflussen könnten, obwohl sie bislang in der Forschungspraxis kaum eine Rolle spielen. Die Gründe dafür werden in einem dritten Teil diskutiert, um dann in einem vierten die These zu entwickeln, dass Social Media das Ende der Geisteswissenschaften bedeuten könnten, und zwar in einem doppelten Sinn: Einerseits bedrohen neue Kommunikationsformen die Selbstorganisation des akademischen Systems Geisteswissenschaften, andererseits bringen sie Algorithmen ins Spiel, die wesentliche Bestandteile digitaler Forschung ohne menschliches Zutun hervorbringen können.

»Online First« als Paradigmenwechsel für den Journalismus

Unter dem Einfluss des Medienwandels von analogen zu digitalen Medien, die mobil und unter Mitwirkung der Rezipienten erstellt und genutzt werden, hat sich die Funktion von journalistischer Text- und Wissensproduktion radikal verändert. Wenn man statt vom *digital turn*³ von einem Paradigmenwechsel spricht, so überträgt man Thomas S. Kuhns Definition – »Ein Paradigma ist das, was den Mitgliedern einer wissenschaftlichen Gemeinschaft gemeinsam ist, und umgekehrt besteht eine wissenschaftliche Gemeinschaft aus Menschen, die ein Paradigma teilen.«⁴ – aus der wissenschaftstheoretischen Terminologie auf die journalistische Praxis. Das Paradigma bildet die Selbstanprüche eines Kollektivs ab und ist mit Regeln und Normen verbunden, die nach dem Wandel eine neue Struktur und Hierarchie aufweisen (abgelöst wird momentan das *Woodward-Bernstein-Paradigma*).⁵ Die Anomalien, die in der Praxis einen Paradigmenwechsel auslösen können, sind im Fall des Journalismus ökonomischer Natur. Zwei verschiedene Wirtschaftskreisläufe sind hier relevant: Aufmerksamkeit steht als Währung eigenständig neben dem Geld.

Das Web 2.0 hat auf zwei Arten Anomalien hervorgerufen: Einerseits war es möglich, dass im System des Journalismus nicht-etablierte Akteure Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Augenzeugen und Autoren können mit journalistischen Leistungen ohne den Umweg über eine anerkannte Publikation, ohne Leistungsausweis und ohne Anstellung direkt an einen großen Leserkreis gelangen, indem ihre Publikationen *viral* verbreitet werden. Andererseits wurde durch die von Google und anderen Unternehmen angebotene Möglichkeit, Werbung gezielt auf das Lese- und Suchverhalten von Nutzern abzustimmen, wirtschaftlicher Druck erzeugt, der Werbeeinnahmen journalistischer Print-Produkte einbrechen ließ und grundsätzlich jedermann in die Lage versetzte, Werbung mit seinen Inhalten zu verknüpfen.

Die Bewältigung dieser Anomalien hat ein neues Journalismus-Paradigma hervorgebracht, in dem neue Probleme gelöst werden müssen und neue Werte entstehen. Das neue Paradigma kann anhand von acht Eigenschaften von Online-Print-journalismus beschrieben werden:

1) Real time

Liveticker, Videostreams und andere Formen einer möglichst direkten Übertragung ersetzen die bisherige Newsberichterstattung. Entscheidend ist die technisch mögliche Elimination der Zeitverzögerung. Sie reduziert die journalistische Arbeit auf das Abbilden von Ereignissen und erschwert Reflexion, Gewichtung und die Darstellung von Meinungen zu den Ereignissen massiv.

2) Kürzere Texte

Zeitungen benutzen große Formate, längere Artikel nehmen oft mehrere Seiten in Anspruch. Computerbildschirme und insbesondere mobile Endgeräte reduzieren die Aufmerksamkeitsspanne; Texte, die von den Usern ein Scrollen oder Umblättern erfordern, weder weniger häufig gelesen (und entsprechend auch weniger häufig durch Werbung finanziert).⁶ In den letzten zehn Jahren ist so in den bedeutendsten US-amerikanischen Zeitungen die Zahl und der Anteil von journalistischen Texten über 2.000 und über 3.000 Wörter generell gesunken, auf Kosten eines »*narrative journalism*«.⁷

3) »online first« betrifft nicht nur Publikationen

Der Medienwandel verändert – ausgehend vom veränderten Mediennutzungsverhalten der Leserinnen und Leser – jede Ebene des Journalismus: Themen ergeben sich aus Diskussionen auf Social Media, Recherchen erfolgen mit Suchmaschinen und Datenbanken, zur Illustration werden digital erstellte Infografiken beigezogen, Interviews können im Chat oder per E-Mail durchgeführt werden.

4) Inhalte kuratieren

Als Reaktion auf diese Tendenz und der daraus folgenden Konkurrenzsituation fokussieren sich wichtige Akteure im Journalismus auf andere Bereiche ihrer Tätigkeit. Journalismus erhält eine Funktion auf einer sekundären Ebene: Primäre Inhalte, die via Social Media Verbreitung finden, werden von Journalisten überprüft, bearbeitet und weiterverbreitet. Kuratieren ist dabei zu einem omnipräsenten Schlagwort für die Konzentration auf die Recherchearbeit geworden, #die als solche direkt weitergegeben wird#*Sinn unklar*#.

5) Personen als Marken

Kuratieren zwingt Journalistinnen und Journalisten, sich in Netzwerke einzubringen, die häufig über Social Media aufgebaut werden. Sie treten dann nicht als Vertreter einer Publikation auf, sondern als vermittelnde Person. Über ihre Kanäle sprechen sie Leserinnen und Leser direkt an, die den Umweg über die Zeitung oder Zeitschrift nicht mehr benötigen.

6) Verlust des journalistischen Kontextes

Da Social Media den Lesern starke Filter in die Hände geben, sind sie in der Lage, Medieninhalte selektiv gemäß ihren Interessen und Vorlieben zu konsumieren. Sie erstellen in ihren sogenannten Timelines eigene Kontexte. Es gibt keine Redaktion mehr, die eine Ressortenteilung vorgibt, Texte arrangiert oder mit einem Layout versieht; all diese Funktionen übernehmen im Web 2.0 durch Algorithmen unterstützte User. Auch Suchmaschinen, mit denen die Hälfte der online erschienenen Texte abgerufen werden kann, sind Social Media: Ihre Ranglisten und Ergebnisse sind durch das Verhalten der Nutzer beeinflusst und individuell auf die Suchenden zugeschnitten.

7) Dialog

Im Umgang mit Reaktionen bietet Online-Journalismus neue Möglichkeiten. Der Platz für Leserbriefe ist nicht mehr begrenzt und die Kommentarfunktion ermöglicht es, beliebig viele Reaktionen zu sammeln. Auch hier entfällt die Zeitverzögerung, Sekunden nach der Publikation von Artikeln werden die ersten Kommentare **#aufgeschaltet#hochgeladen?#**, die dann wiederum kuratiert und zu neuen Artikeln verarbeitet werden.

8) Das Zeitalter der Experimente

In einer Analyse der Krise des Printjournalismus schreibt der Medienwissenschaftler Clay Shirky, dass es keine funktionierenden Geschäftsmodelle, sondern nur noch Spezialfälle, »special cases«, gebe, von denen viele scheitern würden.⁸ Der Wegfall herkömmlicher Finanzierungs- und Publikationsmethoden schafft eine Lücke, in der neue Modelle der Informationsvermittlung Platz finden, von denen sich nicht sagen lässt, welches diese Leerstelle füllen kann und wird.

Die frühere Distanz zwischen Recherche, Text und seiner Rezeption durch Leserinnen und Leser wurde durch den Paradigmenwechsel fast vollständig aufgehoben. In sozialen Netzwerken werden Recherchemethoden, Thesen und Lektüre der Journalisten schon vor der Publikation ihrer Texte einsehbar und die Reaktionen

erscheinen auf den Online-Portalen unmittelbar nach der Publikation eines Textes, meist ohne inhaltlich gefiltert zu werden.

Die Reduktion intransparenter Vermittlungs- und Verarbeitungsprozesse durch Social Media hat jedoch seinen Preis. Weil die Arbeitsschritte von Journalistinnen und Journalisten nicht nur öffentlich nachvollziehbar, sondern für kompetente Nutzerinnen und Nutzer von Social Media auch reproduzierbar werden, entsteht eine neue Unsicherheit darüber, was denn die spezifische Leistung der professionellen journalistischen Arbeit (in Abgrenzung von anderen Inhalten der Social Media) ausmache. Der Verweis auf die Qualität journalistischer Inhalte ist allerdings so naheliegend wie trügerisch: Gerade durch die Veränderung der Arbeitsprozesse und die Nutzung von Social Media übernimmt der Online-Journalismus einen Teil der Qualitätsprobleme der sozialen Netzwerke, was gerade bei Ereignissen mit hoher Reichweite und intensiver Berichterstattung, wie etwa dem Bombardeanzug in Boston, immer wieder zum Gegenstand der Medienkritik wird.

Das Prinzip »*online first*« muss in diesem Spannungsfeld betrachtet werden: Werden Kommunikationswege direkter, so werden die vor einer Publikation liegenden Kommunikations- und Selektionsprozesse zwar sichtbar, können aber gleichzeitig weniger gut zur Legitimierung und Vermittlung geisteswissenschaftlicher und journalistischer Arbeit eingesetzt werden. Verschiebungen in der Kommunikation mit und der Wahrnehmung durch Publika, die außerhalb der Systeme des Journalismus und der Geisteswissenschaften angesiedelt sind, resultieren in Veränderungen von systeminternen Prozessen – so eine vorläufige These, die im Folgenden präzisiert wird.

Ausgehend von den Überlegungen zur Bedeutung der Internetkommunikation für den Journalismus wird im Folgenden die Bedeutung von »*online first*« für die Geisteswissenschaften ausgelotet und diskutiert. Die Leitfrage ist, warum der im Umgang mit journalistischer Arbeit erkennbare Wandel in den Geisteswissenschaften nur zögerlich oder gar nicht stattfindet. Vor diesen beiden Argumentationsstufen muss das Verhältnis von Geisteswissenschaften und Journalismus bestimmt werden, um die Möglichkeiten des Systemvergleichs eingrenzen zu können.

Journalismus und Geisteswissenschaften

Geschichtswissenschaft, so der Historiker Hans Conrad Peyer, sei eine »höhere Form des Journalismus ohne Publikum«.⁹ Diese Aussage lässt sich für die Geisteswissenschaften verallgemeinern: Ihre Forschung besteht im Wesentlichen aus der

Verarbeitung von Wissen beziehungsweise fremden Texten in Form von eigenen Texten. »Höher« ist die Form deswegen, weil die Arbeitsschritte bei der Textproduktion anders gewichtet und rhythmisiert sind: Geisteswissenschaftlerinnen und Geisteswissenschaftler publizieren selten, dann aber längere Texte, die eine intensive Auseinandersetzung mit mehr Material dokumentieren. Dabei ist – »ohne Publikum« – die Rezeption sekundär oder auf die eigene Forschungsgemeinschaft beschränkt: Populäre Wissenschaft steht als »Populärwissenschaft« oder mit dem Prädikat »feuilletonistisch« in Verruf, oberflächlich oder begrifflich zu wenig streng zu sein.

Diese Distanz zum Publikum ist das Ergebnis einer unterschiedlichen Finanzierung: Während sich die journalistische Arbeit nur durch den Publikumsbezug finanzieren lässt (Werbung und Verkauf der Texte), sind die wesentlichen Geldgeber für geisteswissenschaftliche Forschung (staatliche Organisationen und Stiftungen) an den Ergebnissen oder am Prozess dieser Forschung interessiert. Diese anders gelagerte wirtschaftliche Einbettung kann nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Ideale von Journalismus und Geisteswissenschaft ganz ähnliche sind. Beide Systeme stellen sich die Aufgabe, gesellschaftliche und kulturelle Prozesse zu beobachten und zu reflektieren, um daran entweder – im Falle des Journalismus – gesellschaftliche Meinungsbildungsprozesse anschlussfähig zu machen, oder – im Falle der Geisteswissenschaften – wissenschaftliche. Peyers Diktum, die Geisteswissenschaften operierten »ohne Publikum«, weist auf eine unterschiedliche Gewichtung von systeminterner und umwelt- oder publikumsbezogener Kommunikation hin: Journalistische Texte sind auf den ersten Blick Massenkommunikation, geisteswissenschaftliche entstammen systeminternen »*editorial process[es]*«, die in eine Publikation münden und so eine wissenschaftliche Variation »sozial existent« werden lassen.¹⁰

Diese Dichotomie ist aber deshalb zu einfach, weil die neben finanzielle Transaktionen tretende *Ökonomie der Aufmerksamkeit* erfordert, dass auch die journalistische Publikation systemintern anschlussfähig ist.¹¹ Das lässt sich beispielsweise an den Diskussionen über die Relevanz bestimmter Themen und anhand der damit verbundenen Qualitätsdiskussion im Journalismus zeigen.¹² In den Geisteswissenschaften wie im Journalismus gibt es etablierte Verfahren zur Produktion, Legitimierung, Verbreitung und Verarbeitung von Texten. Die Aufmerksamkeit, die den Texten entgegengebracht wird, ersetzt in Bezug auf die Reputation der Beteiligten alle anderen wirtschaftlichen Faktoren, insbesondere finanzielle. Das heißt aber nicht, dass die beiden Systeme von finanziellen Einflüssen gänzlich befreit wären. Die Textarbeit und Textdistribution müssen bezahlt werden können: Die im Journalismus anfallenden Kosten für Druck und Verbreitung von Texten wer-

den traditionellerweise den Lesern auferlegt, die eine Zeitung oder eine Zeitschrift kaufen, während die Arbeit der Journalistinnen und Journalisten über Werbung finanziert wird. In den Geisteswissenschaften werden die Publikationskosten meist zwischen staatlichen oder halb-staatlichen Organisationen aufgeteilt: Die Druckkosten einer Monografie oder eines Sammelbandes werden teils von den Autorinnen und Autoren selbst bestritten, die dafür oft Mittel aus Projektbudgets oder von Stiftungen erhalten, teils von den Bibliotheken und Universitäten, welche die Werke anschaffen.

Diese Finanzierungsmodelle sind, so Kathleen Fitzpatrick in ihrem Blogbuch *Planned Obsolescence*, »wholly unsustainable«:¹³ Das Web 2.0 verändert den Fluss von Informationen und ihren Wert; hinzu kommen gesellschaftliche Veränderungen, welche in den Geisteswissenschaften wie im Journalismus für wirtschaftliche Engpässe sorgen.¹⁴ Der mediale Wandel muss daher unter drei gesonderten Gesichtspunkten betrachtet werden: Er könnte erstens Finanzierungsprobleme lösen, indem er die Verbreitung von Informationen zu geringeren oder gar vernachlässigbaren Kosten ermöglicht. Zweitens hat er ein Potenzial, das mit Einsparungen nichts zu tun hat: Der digitale Wandel ermöglicht, salopp gesagt, besseren Journalismus und bessere geisteswissenschaftliche Forschung. Und drittens findet er, zunächst unabhängig von anderen gesellschaftlichen Systemen, einfach statt. Diese drei Gesichtspunkte sind in einen Bezug zueinander zu setzen: Wie beeinflusst der Medienwandel die Qualität der Forschung und die der Zeitungen und Zeitschriften? Sind dank der Möglichkeiten der Internetkommunikation finanzielle Einsparungen als Verbesserungen denkbar? Welche Investitionen sind nötig, um funktionierende neue Modelle zu etablieren?

Diesen Fragen ist Fitzpatrick im Detail nachgegangen. Viele ihrer Überlegungen lassen sich vom US-amerikanischen auf den europäischen Kontext übertragen. Im Folgenden geht es um die Frage nach dem Verhältnis des Versprechens von Social Media für die Geisteswissenschaften und dem realen Widerstand gegen diese neuen Formen der Publikation und Kommunikation.

Geisteswissenschaften als Social Media

Die formale Gestaltung dieses Beitrags ist in einem *Style Sheet* festgelegt, das die Einheitlichkeit aller Fachtexte in einer Zeitschrift oder in einem Sammelband sicherstellt. Die Herausgeberschaft respektive der Verlag legen beispielsweise die Größe der Schriften, Absatzformatierungen, das Format der Literaturangaben und die Darstellung von Zitaten fest.

Style Sheets können exemplarisch für den Vergleich zwischen herkömmlichen und digitalen Verfahren bei der Publikation von Texten herangezogen werden. Ihre Notwendigkeit ergibt sich zwar aus dem Einsatz von Textverarbeitungsprogrammen und der digitalen Anfertigung von Druckfahnen, sie basieren aber auf der Vorstellung einer einheitlichen, statischen und nicht-interaktiven Form eines Textes. Auch wenn eine Datei das Resultat der Textproduktion ist, findet die Rezeption ausgehend von einem auf Papier gedruckten Text statt, der dann in einem sekundären Prozess wieder digitalisiert werden könnte.

Was wäre die Vorgehensweise im Web 2.0 im Modus »*online first*«? Dieser Text ist in der Textverarbeitungssoftware *Google Docs* entstanden. Er war immer schon im Internet präsent. Über einen Link hätte ein ausgewähltes Netzwerk oder die Öffentlichkeit seine Herstellung in *real-time* verfolgen, Kommentare hinterlassen oder sogar Änderungen vornehmen könne. Ein entsprechendes Format erlaubt Leserinnen und Lesern, die Darstellung des Textes ihrem individuellen Leseprozess anzupassen. Sie könnten zwischen Harvard-Zitation, Fußnoten, Endnoten oder Marginalien wählen, die Schriftgröße, die Formatierung von Zitaten und die Wahl der Abkürzungen selber einstellen. Zitate und Literaturverweise wären direkt mit den entsprechenden Publikationen verlinkt und könnten so nicht nur von den Rezipienten direkt eingesehen werden, sondern würden auch an die jeweiligen Autorinnen und Autoren des Originaltextes kurze Benachrichtigungen versenden, so dass sie leicht nachverfolgen könnten, wie auf ihre Texte verwiesen wird.

Neben Links zeichnen digitale Texte, zum Beispiel Blog-Texte, zwei weitere Eigenschaften aus: Eine Kommentarfunktion, mit der Leserinnen und Leser auf den Text reagieren können, und die Fähigkeit, alte Versionen zu überschreiben, ohne sie zu löschen. So können beispielsweise bei Wikipedia-Einträgen alle alten Versionen gelesen und mit anderen verglichen werden. Jede Änderung bleibt nachvollziehbar. Diese Eigenschaften stellen wichtige Grundannahmen der wissenschaftlichen Publikationspraxis in Frage. Fitzpatrick hebt vier entscheidende Momente hervor: Aus statischen Texten werden dynamische Entwürfe, der Autor verliert die Kontrolle über seine Inhalte, Kollaboration wird als Modell möglich und attraktiv und die Strategie des *Remix* kombiniert bestehende Inhalte. Diese Aspekte werden im Folgenden ausgeführt und kontextualisiert.

Werden wissenschaftliche Arbeiten digital publiziert, so muss erstens die Vorstellung eines fertigen, definitiven Textes aufgegeben werden. Einsehbar wären nur noch unvollständige Entwürfe eines potenziell unendlich oft veränderbaren Textes. Darin liegt eine Chance für die geisteswissenschaftliche Forschung: Digitalisierte Textarbeit entbindet Autoren und Herausgebende von zeitlich wie finanziell aufwändigen Schritten im Publikationsprozess, die kaum mit dem Fokus der

wissenschaftlichen Tätigkeit zu tun haben. »*Drafting in public*«¹⁵ führt zu dynamischen Texten, deren Genese präsent gehalten wird. Indem Denk- und Schreibbewegungen diskursiv zugänglich gemacht werden, entsteht eine neue Möglichkeit der geisteswissenschaftlichen Rezeption von Texten, die Luca Toschi »*genetic criticism*« genannt hat.¹⁶

Zweitens wird der Text der Kontrolle seines Autors entzogen. Auch gedruckte Texte treten in ein intertextuelles Netzwerk von Rezensionen, Verweisen, Zitaten usw. ein, die ihre Bedeutung entscheidend beeinflussen. Digitale Texte werden von den Leserinnen und Lesern mitverändert und zwar, wie Mark Poster festhält, nicht nur in Form von Anmerkungen oder beim Lesen: Sie werden durch den digitalen Leseprozess zu anderen Texten.¹⁷ Dadurch sind die Bedingungen dafür geschaffen, dass Texte drittens viel stärker als heute aus Kollaborationen hervorgehen. Trotz interaktiver Veranstaltungen wie Tagungen und Konferenzen, welche wesentliche Elemente der geisteswissenschaftlichen Forschungstätigkeit sind, mündet Forschung letztlich in Texte, die scheinbar von einem autonomen, allein verantwortlichen Autor verfasst worden sind. Die Kommunikationskultur des Web 2.0 bietet eine Reihe von Möglichkeiten, wie kollaborative Prozesse bei der Textproduktion und der geisteswissenschaftlichen Forschung gestaltet werden können. Zunächst ist an die Publikationspraxis in den empirischen Wissenschaften zu denken, wo die Papers letztlich nur dazu dienen, Ergebnisse und Prozesse zu dokumentieren und kommunizieren, nicht aber gleichzeitig auch Instrument und Vollzug der Forschung sind.¹⁸ Kollaborative Papers sind bei empirischen Untersuchungen ein Standard, der sich auch aus der Größe der Forschungsprojekte ergibt, die alleine nicht zu bewältigen sind. In dieser Hinsicht genießt die Textproduktion einen singulären Status, sind doch Audio- und Videoproduktionen aufgrund ihrer technischen Erfordernisse fast ausschließlich als Kollaborationen denkbar. Der Vergleich mit audiovisuellen Medien und empirischen Arbeiten in den Natur- und Sozialwissenschaften zeigt, dass durch die kollaborativen Möglichkeiten bei der Textproduktion das ganze Forschungsdesign der Geisteswissenschaften einen Wandel durchlaufen könnte. Während beispielsweise bei Transkriptions-, Übersetzungs- und Korpusarbeiten oder Plagiatsüberprüfungen *Crowdsourcing* genannte Formen der Zusammenarbeit dazu führen, aufwändige Arbeitsschritte, die Maschinen nicht erbringen können, von Laien oder Studierenden erledigen zu lassen, sind auch Formen der Zusammenarbeit denkbar, welche die Entwicklung von Fragestellungen, die Entwicklung von Methoden und die Durchführung der konkreten Arbeit mit Quellen beinhaltet. Gerade Förderinstrumente wie die Schwerpunktprogramme des DFG, bei denen »Synergie: Konzepte und Werkzeuge zur Gestaltung der Zusammenarbeit« eine zentrale Anforderung ist, scheinen zwar

den Einsatz von kollaborativen Methoden mit Werkzeugen des Web 2.0 geradezu einzufordern,¹⁹ lassen aber heute nicht einmal digitale Projektanträge zu.²⁰ Fitzpatrick hält fest, dass unsere Vorstellungen von geisteswissenschaftlicher Kollaboration eigentlich keine radikale Neuerung bedeuten müssen:

»The shift that I'm calling for may therefore be less radical than it initially sounds — less a call necessarily for writing in groups than for a shift in our focus from the individualistic parts of our work to those that are more collective, more socially situated. In some sense, when we write, we are entering into conversation with the scholars with whom we work, both those whom we have read and those who will read us; focusing on this social mode of conversation, rather than becoming obsessed with what we, unique individuals that we are, have to say, may produce better exchanges.²¹

Konkret könnten geisteswissenschaftliche Kollaborationen mit zwei einfachen Schritten beginnen: erstens Tagungen auch digital abhalten (mit Videokonferenzen und parallelen Chats) und zweitens den Produktionsprozess geisteswissenschaftlicher Arbeit innerhalb eines Netzwerkes einsehbar und kommentierbar machen. So hat Fitzpatrick nicht nur die oben zitierte Passage auf *Mediacommons* publiziert und Interessierte eingeladen, Kommentare zu hinterlassen, sondern auch ihr gesamtes Buch auf dieser Plattform erarbeitet.²² Der Vorteil solcher Verfahren wäre die direktere und schnellere Verfügbarkeit von Präsentationen, Diskussionen und Entwürfen für die gesamte Forschungsgemeinschaft und die Etablierung von verbindlichen Möglichkeiten der Zusammenarbeit außerhalb von Tagungen.

Solche Vorgehensweisen bedrohen gleichzeitig aber auch die Grundidee der geisteswissenschaftlichen Forschungstätigkeit: Die Verantwortlichkeit der Autoren einer wissenschaftlichen Publikation sind klar festgelegt. Sie sind angehalten, neue Zusammenhänge zu entwickeln, den aktuellen Forschungsstand zu rezipieren und ihre Überlegungen den Gepflogenheiten der textgebundenen Wissenschaften gemäß zu präsentieren. Die Struktur des Web 2.0 ermöglicht zwar Kollaboration auf jeder dieser Ebenen, stellt jedoch gerade die Möglichkeit, für einen statischen Text die Verantwortung zu übernehmen, infrage. Die Voraussetzung für die Zusammenarbeit ist die Offenlegung eigener Arbeitsprozesse. Insbesondere die Wahrung eines professionellen Images und das Problem der Übernahme von Ideen dürften dabei Befürchtungen aufkommen lassen: Wenn die Forschungsgemeinschaft Einblick in die Entwürfe ihrer Mitglieder erhält, lassen sich Schwächen und Idiosynkrasien kaum mehr kaschieren, kreative Einfälle könnten nicht nur verfrüht rezipiert, sondern auch von anderen kopiert werden. Zudem dürfte die

Aufmerksamkeit sich zumindest teilweise von einzelnen Personen und ihren Leistungen hin zu den Anbietern und Designern erfolgreicher Interaktionsplattformen verschieben (mit denen sich beispielsweise viele Drittmittel einwerben oder erfolgreiche Forschungsanträge kuratieren lassen).

Symptomatisch für den möglichen Paradigmenwechsel können die prominenten Plagiatsfälle zu Guttenberg, Saß, Koch-Mehrin oder Schavan gelesen werden, die mithilfe kollaborativer Arbeitsmethoden auf verschiedenen Wikis aufgedeckt und dokumentiert wurden. Anonyme Beiträgerinnen und Beiträger haben mit neuen Methoden den Nachweis erbracht, dass (geistes-)wissenschaftliche Arbeiten den selbst gesetzten Standards nicht entsprechen. Dadurch wurde nicht nur aufgezeigt, dass die Arbeitsmethoden des Web 2.0 elementare Qualitätsüberprüfung sicherstellen können (wozu offenbar zumindest in diesen Fällen etablierte universitäre Prozesse nicht dazu in der Lage waren), in der Diskussion über die Fälle zeigte sich auch, dass verbreitete Vorstellungen von akademischer Eigenständigkeit und Originalität letztlich überholt sind.

Verfahrensweisen, die Inhalte verschiedenen Ursprungs kombinieren – dies ist der vierte Aspekt von Fitzpatricks Argumentation – werden *Remix* oder *Mashup* genannt. Kollaboration ist hier keine Ausnahme, sondern Vorgabe. Zitate können allenfalls nachgewiesen werden, aber auch *Copy & Paste* ist ein legitimes Verfahren, weil der Status des Urhebers oder der Urheberin theoretisch und praktisch einerseits weniger Bedeutung genießt, andererseits Plagiate aufgrund der leichteren Nachweisbarkeit im Web 2.0 kaum Erfolge versprechen. Wäre mit den Mitteln der Internetkommunikation eine wissenschaftliche Umsetzung dieser Produktionsstrategien denkbar, so wäre das Resultat einerseits eine Verschiebung der Aufmerksamkeit weg von den Autoren hin zu Inhalten, andererseits entfielen jedoch bewährte Verfahren zur Organisation und Verteilung von Reputation.

Löst man sich in der Reflexion der Möglichkeiten der digitalen Verfahren von der Veröffentlichung und Produktion von Texten, so wird deutlich, wie wichtig der digitale Zugang zu Medien und die Pflege von Beziehungen für die Forschungstätigkeit sind. Persönliche Lernnetzwerke erlauben die Vernetzung auch außerhalb etablierter institutioneller Zusammenhänge.²³ Beziehungen entstehen durch den Austausch von Inhalten, sie lenken die Aufmerksamkeit aber auch auf für die eigene Forschungstätigkeit relevante Arbeiten. Voraussetzung ist die prinzipielle Zugänglichkeit aller Texte: Nicht digital abrufbare Materialien werden im Web 2.0 nicht rezipiert. John Willinsky formuliert in seinem Grundlagenwerk zu *Open Access* ein Prinzip, aus dem sich seine Überlegungen zu Open Access ergeben: »A commitment to the value and quality of research carries with it a responsibil-

ity to extend the circulation of such work as far as possible and ideally to all who are interested in it and all who might profit by it.«²⁴

Gedruckte Texte sind an geisteswissenschaftlichen Fakultäten im deutschsprachigen Raum in diesem Sinne zunächst einmal ein Hindernis: Sie hindern Publizierende daran, ihre Ergebnisse direkt mitteilen zu können und zwingen sie dazu, oft mehrere Monate oder gar Jahre darauf zu warten, bis ihre Aufsätze und Monografien erscheinen. Dabei absorbiert die Herstellung gedruckter Bücher beträchtliche zeitliche und finanzielle Ressourcen, obwohl eine Rezeption kaum mehr stattfindet: Sowohl in der Lehre wie auch in der Forschung werden Texte fast routinemäßig digitalisiert. Auch hier kommt es zu einem Ressourcenverschleiß, führt das Urheberrecht dazu, dass dieselben Texte nicht nur an verschiedenen Universitäten, sondern teilweise auch für verschiedene Lehrveranstaltungen innerhalb einer Universität parallel digitalisiert werden. Eine digitale Publikationspraxis würde zunächst also einfach eine Dopplung der Arbeit eliminieren, die Zeit und Geld beansprucht.

Der Internetaktivist Aaron Swartz, der sich im Januar 2013 das Leben nahm, erregte das Aufsehen des Wissenschaftsbetriebs, als er 2011 von der amerikanischen *JSTOR*-Datenbank rund vier Millionen kostenpflichtige Fachartikel auf seinen Laptop runterlud und die Artikel mutmaßlich auf Peer-to-Peer-Netzwerken in Umlauf brachte. Er sah deswegen vor seinem Tod einem Strafprozess entgegen, der ihn mehr als 35 Jahre hätte ins Gefängnis bringen können. Sein Fall zeigt, wie stark ökonomische und juristische Barrieren die freie Verfügbarkeit von meist aus öffentlichen Geldern finanziertem Wissen blockieren.

Der mediale Paradigmenwechsel wird im akademischen Betrieb am stärksten in der Lehre umgesetzt. #Dort kommen digitale Tools zwar nicht zuletzt aus Gründen der Effizienz zum Einsatz, bildet gleichzeitig aber weitgehend traditionelle Lehrmethoden in den Geisteswissenschaften ab#neu formulieren, falscher Satzbau#. Noch immer baut die Vermittlung von wissenschaftlichen Schreibkompetenzen auf althergebrachten Vorstellungen, die zentralen Recherchemethoden beziehen sich weiterhin auf analog verfügbare Materialien. Es ist allerdings anzunehmen, dass die Adaption der Lehre an die Generation der *Digital Natives* hier eine Verschiebung auslösen wird, indem informelle Bildungsprozesse in Konkurrenz zum Modell der staatlichen humanitären Bildung treten werden und so eine entsprechende Methodenreflexion auslösen könnten.²⁵ Erste Vertreterinnen und Vertreter erarbeiten – offen oder versteckt – bereits heute Qualifikationsarbeiten mit den Methoden von Social Media, kleiden sie aber letztlich in die einzige anerkannte Form, um ihren Wert nicht zu mindern.

Social Media erlauben es, Einsichten technisch umzusetzen, die in den Geisteswissenschaften zum theoretischen Kanon gehören, bisher aber die akademische Praxis nicht zu beeinflussen vermochten: Geisteswissenschaften verstanden als Gespräch, das Verstehen ermöglicht, die Vorstellung, dass Rezeptionspraktiken und intertextuelle Bezüge wesentlich den Gehalt eines Textes mitbestimmen, konstruktivistische Lerntheorien, Inszenierung und gesellschaftliche Wahrnehmung als Teil der eigenen Identitätsbildung – man könnte die Liste beliebig fortsetzen und würde sehen: Die Geisteswissenschaften sind und waren schon immer als Social Media gedacht. Gleichwohl verzichten sie aber heute im deutschsprachigen Raum weitgehend auf entsprechende digitale Werkzeuge, die in vergleichbaren Strukturen wie im Printjournalismus längst den Alltag prägen. So werden Beschränkungen in der Forschungstätigkeit in Kauf genommen und mit hohem Aufwand Grenzen zwischen Forschenden und den von ihnen erarbeiteten Inhalten aufrecht gehalten. Ein Angebot für eine neue Forschungs- und Lehrkultur, der Einbezug einer interessierten Öffentlichkeit und eine Konzentration auf den Forschungsprozess unabhängig von Institutionen und Publikationen wird abgelehnt, obwohl Partizipation und Transparenz konzeptuell für Geisteswissenschaften bedeutsam sind. Warum?

Was verhindert digitale Geisteswissenschaften?

Der mediale Wandel hin zur digitalen Kommunikation ist Teil eines größeren gesellschaftlichen Umbruchs. Dirk Baecker spricht davon, das Internet werde eine »neue Gesellschaft« hervorbringen, analog zu den Umwälzungen, die durch die Erfindung der Schrift und des Buchdrucks hervorgerufen wurden.²⁶

In diesem Transformationsprozess verhalten sich die Geisteswissenschaften eher zögerlich. Morris Eaves bezeichnet sie als eine Python, deren Verdauungstrakt die Maus »Digital Humanities« langsam aber sicher verarbeiten werde.²⁷ Die Frage, was einem produktiven Umgang der Geisteswissenschaften mit den Möglichkeiten der digitalen und sozialen Textproduktion und -rezeption im Weg steht, könnte als verfrüht bezeichnet werden, zumal es durchaus eine Reihe von Projekten im Bereich der *Digital Humanities* gibt. Die Frage nach der Geschwindigkeit ist jedoch entscheidend: Das Medium Internet unterliegt einem schnellen Wandel. Die *.dot-com*-Krise führte von der elitären akademischen zu einer breiteren Nutzung des Internets, die *Web 2.0*-Technologie hat die User befähigt, eigene Inhalte zu produzieren. Diese Dynamik steht im Kontrast zur medialen Wandlungsfähigkeit der Geisteswissenschaften, die als System in der Lage sind, theoretische Verschiebungen wahrzunehmen und darzustellen, ihre eigenen Verfahrensweisen im Umgang

mit Texten jedoch widerwillig ändern. Aus diesen Gründen ist es für geisteswissenschaftliche Fakultäten und Institute und die dort arbeitenden Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler ungemein schwierig abzuschätzen, wie der Wandel verläuft und wie er die wissenschaftliche Reputation und damit auch Karrieremöglichkeiten beeinflusst. Universitäten bieten #Doktorierenden#Doktoranden# an, ihre Dissertationen elektronisch zu publizieren, können jedoch nicht angeben, wie groß die Einbuße in der Einschätzung und Wahrnehmung der Arbeit in der Forschungsgemeinschaft ist. Neben die grundsätzliche Behäbigkeit der Geisteswissenschaften treten eine Unsicherheit, die durch den Wandel ausgelöst wird, sowie eine Reihe von Vorurteilen gegenüber dem Internet als Medium der Publikation und Kommunikation wissenschaftlicher Arbeit.

Exemplarisch kann das an einem Positionspapier der *Schweizerischen Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften* aufgezeigt werden. Es enthält Empfehlungen, wie geisteswissenschaftliche Forschung in einem »tiefgreifenden Umbruch der Hochschulen« gestaltet werden sollte.²⁸ Neben der Randbemerkung, »dass technische Maßnahmen allein die Gegenwartsprobleme nicht zu lösen vermögen«, erwähnt das Positionspapier nicht die durch digitale Publikations- und Forschungspraxis entstandenen Möglichkeiten, sondern verweist gar mehrmals auf das der »geisteswissenschaftlichen Forschung angepasste Format« der Monografie, die sich für »Grundlagenarbeit« besonders eigne.²⁹ Die Einzelschrift steht jedoch der Forderung entgegen, »transversalen Kompetenzen« im Studium ein größeres Gewicht zu verleihen, also »die Fähigkeit zu Teamarbeit, Organisation und Moderation, Verhandlungs-, Präsentations- und Kommunikationskompetenz, Zeit- und Projektmanagement, Zielorientierung und die Anwendung und Nutzung von Informationstechnologien« zu entwickeln – alles Aspekte, in denen innovative Werkzeuge aus dem Bereich der Social Media Anwendung finden könnten.³⁰ Während in der Lehre bereits die Einsicht einfließt, dass digitale Kompetenzen bedeutsam sind, werden diese aus dem Bereich der Forschung klar ausgeschlossen. Die Gründe dafür liegen auf der Hand: Die akademische Karriere ist in den Geisteswissenschaften durch die Publikation von großen Qualifikationsschriften geprägt, die eine lange Tradition haben. Zwar können sie heute teilweise digital publiziert werden und auch aus einer Sammlung kleinerer Schriften bestehen, es handelt sich aber um fertige, statische Texte. Die Vorstellung, ein Blog oder ein Wiki könnten zur Verleihung eines Doktortitels oder der Vergabe einer *venia legendi* führen, mutet absurd an, obwohl solche digitalen Publikationen sämtlichen Anforderungen an eine Dissertation oder Habilitation genügen könnten. Diese traditionellen Verfahren werden durch die geltenden Hierarchien aufrecht erhalten, in denen Ordinarien starken Einfluss haben, die selbst alle Stu-

fen der akademischen Karriere durchlaufen haben und einen in den meisten Fällen basalen Umgang mit digitalen Kommunikationsmöglichkeiten, wenn überhaupt, erst als Erwachsene erlernt haben.

Obwohl betont wird, wie groß das »gesellschaftliche Interesse nach identitätsbildendem Orientierungswissen« und einer »Kernkompetenz der Geisteswissenschaften« sei, findet die Wissenschaftskommunikation mit interessierten Publikum keine Erwähnung in besagtem Papier. Der Islamwissenschaftler Reinhard Schulze macht dieser Lücke entsprechend im Bestreben der Geisteswissenschaften, »für die Öffentlichkeit zu publizieren«, einen »Interessenkonflikt« aus, für den er drei Gründe angibt: Erstens sei der öffentliche Diskurs von Theorien und Verallgemeinerungen geprägt, welche die Formulierung davon abweichender Erkenntnisse verhinderten oder erschwerten. Zweitens unterlaufe die geisteswissenschaftliche Forschung das öffentliche Informationsbedürfnis, da sie Prognosen und Urteile zugunsten einer differenzierteren Betrachtungsweise zurückstelle. Und drittens enttäusche sie ihre Publikum im wörtlichen Sinne, indem sie aufzeige, dass verbreitete Meinungen Täuschungen sind. Wirksame Kommunikation mit Laien könnten Geisteswissenschaften nur um den Preis einer nicht zu rechtfertigenden Komplexitätsreduktion betreiben, schließt Schulze aus diesen Überlegungen.³¹

Hinter den Aussagen Schulzes steht die Annahme eines einheitlichen öffentlichen Diskurses, in dem nur zugespitztes Halbwissen Relevanz beanspruchen könne. Daraus konstruiert er einen krassen Gegensatz zu den akademischen Geisteswissenschaften, deren präzise Argumentationen nicht für die Öffentlichkeit bestimmt sein könnten, weil sie bisher zu wenig Bedeutung genossen haben. Diese statischen Zuschreibungen ignorieren nicht nur Beispiele erfolgreicher Vermittlung geisteswissenschaftlicher Forschungsergebnisse, sie setzen auch voraus, Wissenschaftskommunikation mit verschiedenen Öffentlichkeiten sei nur dann ein sinnvolles Unternehmen, wenn es dafür nicht Nischen, sondern ein allgemeines Bedürfnis gebe.

In der Theorie des Internets hat sich im Vergleich zu dieser Perspektive eine Verschiebung ergeben, die mit dem Begriff der »Filtersouveränität« bezeichnet werden kann: Wer Informationen im Netz nutzt, setzt automatisch eine Reihe von Filtern ein, die erlauben, irrelevante Inhalte auszublenden. Akademische Disziplinen sind nicht für die Filter möglicher Rezipientinnen und Rezipienten verantwortlich. Der Zugang zu verfügbaren Informationen kann und soll nicht deshalb beschränkt werden, weil unklar ist, wie sie von entsprechenden Publikum aufgenommen werden.³²

Die geisteswissenschaftliche Textproduktion definiert sich heute eher über die Abgrenzung gegenüber alternativen Publikationsformen denn über Gemeinsam-

keiten: Dies geschieht im deutschen Sprachraum einerseits gerade gegenüber dem journalistischen Feuilleton, andererseits gegenüber philologischer Arbeit, die zwar geschätzt, aber neben dem Verfassen von Monographien nicht als gleichwertig bestehen kann.³³ Mit den digitalen Produktionsformen und ihren Eigenschaften – Verlinkbarkeit, dynamische Textproduktion, Interaktivität – tritt im Medienwandel eine weitere Abgrenzungsmöglichkeit hinzu. Die »gatekeepers of tenure and promotion« nutzen ihre Position, um nur gedruckten Büchern und Artikeln den vollen Reputationswert anzurechnen.³⁴ Sie befürchten dabei, so nimmt David Greetham an, der gesellschaftliche Status der Geisteswissenschaften könne Schaden nehmen, wenn Forschung mit digitalen (Publikations-)Mitteln erfolge. Einerseits ist die kritische Haltung dadurch bedroht, dass digitale Hilfsmittel auf Algorithmen basieren,³⁵ andererseits könnte die Präsentation der Resultate im Internet die geisteswissenschaftliche Tätigkeit als reine *techne* erscheinen lassen.³⁶ Das lässt sich gerade auch am Paradigmenwechsel des Printjournalismus ablesen: Die oft polemisch geführte Debatte zwischen Vertreterinnen und Vertretern traditioneller Verfahrensweisen (intensiv recherchierte, in einem eigenständigen Arbeitsprozess entwickelte und lange Texte) bringen immer wieder zum Ausdruck, dass die Herstellung und Überarbeitung von Texten online, welche die acht oben erwähnten Merkmale aufweisen, weniger kompetente Journalistinnen und Journalisten erfordere, weil viele Arbeitsschritte reines Handwerk seien.

Im Vergleich zu den *Sciences* wird den *Humanities* eine Abneigung gegen die Quantifizierung von Daten und eine Vorliebe für personenzentrierte Arbeitsprozesse nachgesagt, kurz: eine »unterschiedliche Forschungskultur«.³⁷ Während beispielsweise in der Linguistik statistische Verfahren verbreitet und akzeptiert sind, werden sie in der Literaturwissenschaft von großer Skepsis begleitet.³⁸ Damit ist ein anderes Moment benannt, das den Widerstand gegen das Potenzial von Social Media erklären könnte: Sobald eine Automatisierung oder Algorithmisierung geisteswissenschaftlicher Forschung denkbar wird, scheint ihr Fundament bedroht: Obwohl die Geistes- oder Humanwissenschaften sich nicht mehr ausschließlich mit dem menschlichen Geist befassen möchten, geben sie immer noch vor, von ihm und seinen scheinbar natürlichen Methoden auszugehen.³⁹

Das Ende der Geisteswissenschaften

Kurz vor dem Beginn der Social-Media-Ära hat die Österreichische Forschungsgemeinschaft an ihren Wissenschaftstagen über die »Krise der Moderne« und Renaissance der Geisteswissenschaften« nachgedacht und dazu einen dicken Band mit namhaften Beiträgerinnen und Beiträgern publiziert. Während schon in der

Einleitung Oswald Panagel die Vorstellung der Kulturwissenschaften als »Verständigungswissenschaften« beschwört,⁴⁰ spricht Wolfgang Welsch im dichtesten Beitrag des Bandes von der Aufgabe der Geisteswissenschaften, »transkulturelle Komponenten miteinander zu verbinden«, um »zu besseren Lebensverhältnissen beizutragen«.⁴¹ Der ganze Band scheint getragen zu sein vom Bewusstsein einer Krise – »Niemand weiß heute mit Sicherheit zu sagen, ob es noch Geisteswissenschaften gibt«, stellt Welsch fest –⁴² und dem Versprechen, diese Krise durch eine kommunikative Öffnung überwinden zu können. Im Vorwort konstatiert der Nachrichtentechniker Gottfried Magerl: »Noch nie war das Interesse an den Ergebnissen geisteswissenschaftlicher Forschung so groß, noch nie standen mehr Informationswege für deren Verbreitung zur Verfügung«.⁴³

Gut fünfzehn Jahre später hat sich dieser Befund bestätigt: Die Bedeutung akademischer Geisteswissenschaften ist gesellschaftlich wie politisch umstritten, die Rede von einer »Krise der Geisteswissenschaften« begleitet die Disziplinen, ohne allerdings präzise beschreibbar zu sein. Gleichwohl gibt es, gerade in Social Media, ein reges Interesse an kulturwissenschaftlichen Arbeiten und Resultaten, und es stünde eine breite Palette von Kanälen zur Verfügung, dieses Interesse zu bedienen. Über Social Media könnten die Geisteswissenschaften also neues Publikum finden, oder es sich – um eine These von Fritz Böhler aufzugreifen – zumindest vorstellen: Ein »imaginierter« Publikum oder »imaginierte Nutzungsgemeinschaften« beeinflussten das Selbstverständnis der Geisteswissenschaften:

»Die Imaginationskrise eines Publikums geht einher mit einer Imaginationskrise der eigenen Nützlichkeit, die sich längst zu einer Krise der eigenen Identität ausgewachsen hat – wie anders ließe sich wohl sonst begründen, dass es typischerweise die Geisteswissenschaften selbst sind, die sich immer wieder aufs Neue herausfordert sehen, Legitimationsdiskurse zu erzeugen?«⁴⁴

Aus dieser Perspektive könnte die hartnäckige Weigerung der geisteswissenschaftlichen Institutionen, Social-Media-Tools zu Forschungs-, Publikations- und Lehrzwecken einzusetzen, auch als Weigerung verstanden werden, ein neues Selbstverständnis zu finden. Geisteswissenschaften treten heute in Konkurrenz zur wuchernden Kommunikation in sozialen Netzwerken. Es mangelt nicht an kulturwissenschaftlichen Reflexionen oder an Interpretationsbemühungen. Auch theoretische Fragen werden dem Medium gemäß oft in schnellen und dichten Diskussionen aufgeworfen und erörtert, verschwinden dann aber schnell wieder hinter einer weiteren Kommunikationswelle. Im Gegensatz zur Rezeption von wirtschaftswissenschaftlicher oder naturwissenschaftlicher Forschung enthal-

ten die (im weiten Sinne geisteswissenschaftlichen) Debatten im Web 2.0 selten Ergebnisse oder Fragestellungen aus dem akademischen Umfeld. Das Interesse des Publikums wird von ihm selbst oder von anderen Systemen (zum Beispiel dem Journalismus) gespeist: »[D]iese Wissenschaften [werden] auch dann noch weiterbestehen, wenn sie nicht mehr Geisteswissenschaften genannt werden«, schrieb Wolfgang Welsch 1997.⁴⁵ Vielleicht sind sie teilweise schon in den sozialen Netzwerken aufgegangen, wo sich auch schon die »*digital humanist diaspora*« aufhält, die keinen Anschluss an die institutionellen Geisteswissenschaften findet.⁴⁶ Das soziale Netzwerk *Academia.edu*, auf dem sich Akademikerinnen und Akademiker vernetzen, erlaubt heute, sich als »*independent researcher*« zu präsentieren und Papers direkt hochzuladen und zu verbreiten. Ähnlich wie Journalistinnen und Journalisten von Verlagen unabhängig werden und im Dialog mit ihren Leserinnen und Lesern Aufmerksamkeit ohne institutionellen Rahmen erhalten, könnte es freischaffenden Geisteswissenschaftlerinnen und -wissenschaftlern gelingen, sich in eigenen Netzwerken zu bewegen, zu forschen und zu publizieren. Analog zur Entwicklung im Printjournalismus dürfte sich die Textproduktion beschleunigen und die Länge und Komplexität der Texte zugunsten einer Vernetzung und einer individuellen Kontextualisierung durch die Rezipierenden eine Reduktion erfahren. Die Diaspora könnte und kann demnach per Social Media flexiblere und schnellere Forschungsgemeinschaften aufbauen und so die Krise der institutionellen Geisteswissenschaften verstärken. Das Ende der Geisteswissenschaften, das der Titel dieses Abschnitts suggeriert, wäre letztlich ein Ende der institutionalisierten, akademischen Geisteswissenschaften und ihres Reputationsmanagements, das durch die Kanäle und Profilierungsmöglichkeiten der sozialen Netzwerke erweitert, mit einer stärkeren Ökonomie der Aufmerksamkeit ausgestattet würde und so eine Auflösung traditioneller Strukturen erfahren könnte, gerade weil Social Media auch spezifische Formen der institutionsunabhängigen Finanzierung von Forschung mittels *Crowdfunding* ermöglichen.⁴⁷

Hinter den Communities in den sozialen Netzwerken stecken heute finanzielle Unternehmen wie Google, welche teils aus ideologischen, teils aus ökonomischen Gründen klassische Aufgaben der Geisteswissenschaften mit neuen Werkzeugen übernehmen. So wendet Google enorme Mittel auf, um Bücher zu digitalisieren und mit spezifischen Werkzeugen durchsuchbar zu machen. Aufgrund einer einzigartigen Mischung von maschinenlesbaren Texten, Suchfunktionen, bewusster und unbewusster menschlicher Arbeit und dem Einsatz avancierter Algorithmen kann Google Funktionen entwickeln, die lange Zeit hoch qualifizierten Geisteswissenschaftlerinnen und Geisteswissenschaftlern vorbehalten waren. Entscheidend ist dabei, dass es sich nicht nur um vollautomatisierte

Arbeitsschritte handelt, sondern dass das menschliche Urteils- und Reflexionsvermögen über Social Media einfließt und die Technologie so mächtig werden lässt. Die dadurch entstehenden Werkzeuge führen dazu, dass einerseits Laien und andererseits Maschinen bei den Geisteswissenschaften mitmischen. Entsprechend programmierte Algorithmen formulieren heute einfache journalistische Texte und sogar Fachbücher. Formal beschreibbare Elemente von geisteswissenschaftlichen Aufsätzen könnten in absehbarer Zeit maschinell herstellbar sein (so zum Beispiel Bibliografien, Abstracts, Auswahl und Nachweis von Zitaten).⁴⁸ Programme werden Aufgaben übernehmen können, die heute Menschen zugedacht sind.

Geisteswissenschaften sind in Zukunft ohne Google nicht mehr denkbar. Sie müssen Probleme lösen können, die Google nicht lösen kann, also Strukturen entwickeln, die auch in einem digitalen Kontext funktionieren und bedeutsam sind. Wenn die Geisteswissenschaften weiterhin viele Ressourcen in Publikationsprozesse stecken, die letztlich die eigene Arbeit nur erschweren und keinen Nutzen mehr haben außer der Verteilung von Reputation und der oft vermeintlichen Überprüfung und Sicherstellung von Qualität, werden sie als System nicht bestehen können.

Google kann über Verlinkungen bzw. Zitierungen und Suchanfragen die Relevanz von Dokumenten mit großer Genauigkeit kontextspezifisch bestimmen. Dabei ziehen die Algorithmen stets auch menschliche Inputs hinzu, um Qualität zu beurteilen. Aus diesen Verfahrensweisen lassen sich in Kombination mit den oben gemachten Überlegungen zu Filtersouveränität und virtueller Kollaboration Hinweise entnehmen, wie digitale Qualitätssicherung funktionieren könnte: Algorithmische Verfahren zur Messung von Qualität verwenden für ihre Aufgabe neben einer Analyse der Struktur von und der Bezüge zwischen Texten das Verhalten der Rezipierenden und Forschenden. Qualität kann dabei kontextspezifisch verstanden werden, wobei der Kontext wiederum durch entsprechende Filter festgelegt wird. Qualitätssicherung bedeutet dann vereinfacht, dass Suchanfragen zu relevanten und qualitativ hoch stehenden Ergebnissen führen. Garant für die Relevanz und Qualität wären dann nicht vornehmlich dritte Instanzen wie Herausgebende oder Verlage, sondern hauptsächlich Menschen, die mit ähnlichen Texten interagieren. Weil aber entsprechende Filter allen Teilnehmenden im Web 2.0 zur Verfügung stehen und Inhalte oft über persönliche Empfehlungen und auf kuratierten Kanälen vermittelt werden, wird eine einheitliche Sicherung von Qualität mehr und mehr obsolet. Die Verantwortung für die Prüfung von Inhalten verschiebt sich von den Gatekeepern zu den Usern und ihren persönlichen Netzwerken – das gilt analog auch für den Journalismus.

In letzter Konsequenz bedeutet das, dass sich geisteswissenschaftliche Publikationen von angesehenen Forscherinnen und Forschern der Aufmerksamkeitsökonomie des Web 2.0 aussetzen würden, ohne aufgrund ihrer ausgewiesenen Methodenkenntnis privilegierte Formen der Publikation oder stärkere Autorität beanspruchen zu können. Sie treten auch in Konkurrenz zu publizierenden Laien, die mit einschlägigen geisteswissenschaftlichen Verfahrensweisen nicht oder nur ansatzweise vertraut sind. Während die akademische Publikationspraxis eine entsprechende Vorbildung samt Titel erfordert, um an ihr aktiv teilzuhaben, gibt es für die Online-Publikation kaum Ausschlusskriterien.

Die Aufrüstung geisteswissenschaftlicher Laien durch neue digitale Technologien wirft jedoch, aller Befürchtungen universitär bestallter Geisteswissenschaftler zum Trotz, keine fundamentalen Probleme auf: Einerseits sind die Methoden und Verfahrensweisen im Netz transparent verfügbar; Forscherinnen und Forscher können Belege für ihre Kenntnisse und Fähigkeiten problemlos anbringen und sich auf entsprechenden Plattformen zusammenschließen. Auf diese Informationen können wiederum Filter problemlos zugreifen, die zudem durch Empfehlungen angereichert werden. Irrelevante Publikationen gibt es mehr als relevante – sie bilden ein Rauschen, hinter dem die gehaltvollen Forschungsergebnisse zu verschwinden scheinen. Diese Sichtweise beschreibt aber eine Bibliothek ohne Katalog: Genau wie *#nur-dieser#ein Katalog#* eine zielführende Suche und Lärm von Klang zu unterscheiden erlaubt, schaffen das entsprechende Ordnungssysteme im Web 2.0. Reputation, Bildung, Zugehörigkeit zu einer bestimmten Institution können dabei Kriterien sein, verhindern aber den Zugriff auf relevante Inhalte aus anderen Quellen nicht.

In einer seiner Philippiken gegen die *Digital Humanities* verurteilt Stanley Fish deren Vision als eine Utopie: Das Versprechen, Beschränkung und Linearität von Wissen aufzuheben und Abgrenzungs- und Ausschlussverfahren *#aufzuheben#Wdhl.! auszuhebeln?#*, müsse als theologisch bezeichnet werden. Der Ort, wo Wissen allen zugänglich sei und von allen generiert und verbreitet werden könne, sei ein transzenter: »*Delivered from linearity, from time-bound, sharply delineated meanings, from mortality, from death, everyone, no longer a one, will revel in and participate in the universal dance [...].*«⁴⁹ Die Möglichkeit, Wissen zu vermitteln, bedingt, so Fish, in praktischen (wie kann es gelagert, wie kann es abgerufen werden?) wie in theoretischen Fragen (was sind die Subjekte und Objekte von Wissen?) Grenzziehungen. Die Vorstellung von Geisteswissenschaften als Social Media stellt diese Fragen zurück und entwirft eine Wissenschaft, in der kollaborative und dialogische Prozesse dynamische Texte hervorbringen, deren Status von ihrer Rezeption, nicht aber von Reputationsfragen bestimmt ist.

Diese Vision mag naiv klingen und vermag die Probleme der Wissenstradierung und -vermittlung nicht zu lösen. Sie gibt aber auch einen Orientierungspunkt für einen gesellschaftlichen und kommunikativen Wandel an, dem sich die Geisteswissenschaften nicht verschließen können. Veränderungen in medialen und kulturellen Praktiken haben immer wieder zur Auflösung von Disziplinen geführt. Können Geisteswissenschaften nicht wie der Printjournalismus einen von außen vorgegebenen Wandel durchleben, dann sind sie vielleicht nicht als Social Media denkbar, sondern werden als diskursives System von Social Media abgelöst.

Geisteswissenschaften sind in diesem Sinne durchaus als dialogische Disziplinen denkbar, aber nur um den Preis des Verlusts eines autoritär und auktorial funktionierenden Wahrheitsregimes, wie es sich auch am Paradigmenwechsel im Journalismus ablesen lässt. Bringt man die Einwände von Fish auf den Punkt, so besteht die Herausforderung für beide Systeme, Geisteswissenschaften wie Journalismus darin, neue Formen der Produktion und Vermittlung zu finden, die sich mit den digitalen Möglichkeiten der Transparenz und Kollaboration vereinbaren lassen.

Anmerkungen

- ¹ Carla Blumenkranz u.a.: »Internet as Social Movement. A Brief History of Webism«, in: *n+1* 9, 2010, zitiert nach: <http://nplusonemag.com/internet-as-social-movement> (aufgerufen: 15. Dezember 2012).
- ² Alan Rusbridger: »Warum bis morgen warten, um zu erfahren, was heute geschehen ist?«, übers. von Max Henninger, in: *Spiegel Online*, 27.6.2006, <http://www.spiegel.de/netzwelt/web/essay-warum-bis-morgen-warten-um-zu-erfahren-was-heute-geschehen-ist-a-423745.html> (aufgerufen: 12.1.2013).
- ³ Vergleiche Theo Hug: »Kritische Erwägungen zur Medialisierung des Wissens im digitalen Zeitalter«, in: Brigitte Kossek und Markus F. Peschl (Hg.): *Digital Turn? Zum Einfluss digitaler Medien auf Wissensgenerierungsprozesse von Studierenden und Hochschullehrenden*, Göttingen 2012, S. 23–46, hier S. 27.
- ⁴ Thomas S. Kuhn: *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen*, übers. von Kurt Simon, Frankfurt 1976, S. 187.
- ⁵ Vergleiche Peter Preston: »Journalism Once Had Woodward and Bernstein. Now It's Guns For Hire«, in: *Peter Preston on News and Broadcasting*, zitiert nach: <http://www.guardian.co.uk/media/2012/nov/18/bureau-of-investigative-journalism-newsnight-bbc> (aufgerufen: 12.1.2013).
- ⁶ Jakob Nielsen und Kara Pernice: *Eye Tracking Web Usability*, Berkeley, CA 2009, S. 50ff.
- ⁷ Dean Starkman: »Major Papers' Longform Meltdown«, in: *Columbia Journalism Review*, zitiert nach: http://www.cjr.org/the_audit/major_papers_longform_meltdown.php (aufgerufen: 19.1.2013).

- ⁸ Clay Shirky: *Newspapers and Thinking the Unthinkable*, <http://www.shirky.com/weblog/2009/03/newspapers-and-thinking-the-unthinkable/> (aufgerufen: 13. Januar 2013).
- ⁹ Zitiert nach David Gugerli und Monika Dommann: »Geschichtswissenschaft in Begutachtung«, in: *Traverse 2*, 2011, S. 154–164, hier S. 155.
- ¹⁰ Ebd., S. 575f.
- ¹¹ Vergleiche Georg Franck: *Ökonomie der Aufmerksamkeit. Ein Entwurf*, München 1998.
- ¹² Vergleiche etwa Martin Hitz: »Jahrbuch zur Qualität der Schweizer Medien«, in: *Medienspiegel*, 2012, <http://www.medienspiegel.ch/archives/004455.html> (aufgerufen: 10.3.2013).
- ¹³ Kathleen Fitzpatrick: *Planned Obsolescence. Publishing, Technology, and the Future of the Academy*, New York 2011, S. 155.
- ¹⁴ Vgl. zum Journalismus Clay Shirky: *Newspapers and Thinking the Unthinkable*, a.a.O.
- ¹⁵ Ebd., S. 71.
- ¹⁶ Luca Toschi: »Hypertext and Autorship«, in: Geoffrey Nunberg (Hg.): *The Future of the Book*, Berkeley, CA 1996, S. 169–208, hier S. 200.
- ¹⁷ Mark Poster: *What's The Matter with the Internet?*, Minneapolis, MI 2001, S. 68.
- ¹⁸ Christine L. Borgman: *Scholarship in the Digital Age. Information, Infrastructure and the Internet*, Cambridge, MA 2007, S. 219f.
- ¹⁹ Vgl. http://www.dfg.de/foerderung/programme/koordinierte_programme/schwerpunktprogramme/kompakt/index.html (aufgerufen: 13.1.2013).
- ²⁰ http://www.dfg.de/foerderung/info_wissenschaft/info_wissenschaft_12_45/index.html (aufgerufen: 13.1.2013).
- ²¹ Kathleen Fitzpatrick: *Planned Obsolescence*, a.a.O., S. 74.
- ²² <http://mediacommmons.futureofthebook.org/mcpress/plannedobsolescence/two-authorship/from-individual-to-collaborative/> (aufgerufen: 13.1.2013).
- ²³ Vergleiche Howard Rheingold: *Net Smart. How to Thrive Online*, Cambridge, MA 2012, S. 210ff.
- ²⁴ John Willinsky: *The Access Principle. The Case for Open Access to Research and Scholarship*, Cambridge, MA 2006, S. xii.
- ²⁵ In diesem Sinne argumentieren Jon Saklofske, Estelle Clements und Richard Cunningham: »They Have Come, Why Won't We Build It? On the Digital Future of the Humanities«, in: Brett D. Hirsch (Hg.): *Digital Humanities Pedagogy. Practices, Principles and Pedagogy*, o.O. 2012, S. 311–330.
- ²⁶ Dirk Baecker: »Das unsichtbare Internet«, erscheint in: Marc Jan Eumann, Tabea Rößner und Martin Stadelmaier (Hg.): *Forum Internet/Kommunikationsraum Internet*, Oberhausen 2013, zitiert nach: <http://www.dirkbaecker.com/UnsichtbaresInternet.pdf> (aufgerufen: 12.1.2013), S. 6.
- ²⁷ Zitiert nach David Greetham: »The Resistance to Digital Humanities«, in: Mathew Gold (Hg.): *Debates in the Digital Humanities*, Minneapolis, MI 2012, S. 438–451, hier S. 442.

²⁸ Fritz Böhler u.a.: *Für eine Erneuerung der Geisteswissenschaften. Empfehlungen der SAGW zuhanden der Leitungsorgane der Hochschulen, der Lehrenden, der Förderorganisationen und des Staatssekretariats für Bildung und Forschung*, Bern 2012, S. 8.

²⁹ Ebd., S. 24ff.

³⁰ Ebd., S. 16.

³¹ Reinhard Schulze: »Geisteswissenschaften und die Medien / Forschen und Publizieren für wen, wie?«, in: SAGW (Hg.): *Für eine neue Kultur der Geisteswissenschaften?*, #a.a.O.#Bezug unklar. FN28?#, S. 203f.

³² Vergleiche Michael Seemann: »Vom Kontrollverlust zur Filtersouveränität«, in: Heinrich-Böll-Stiftung (Hg.): *Public_Life. Digitale Intimität, Privatsphäre und das Netz*, Berlin 2012, S. 74–79.

³³ Vergleiche David Greetham: »The Resistance to Philology«, in: ders. (Hg.): *The Margins of the Text*, Ann Arbor, MI 1997, S. 9–24.

³⁴ Joseph Raben: *Tenure, Promotion, and Digital Publication*, zitiert nach <http://www.digitalhumanities.org/dhq/vol/001/1/000006/000006.html> (aufgerufen: 6.1.2013).

³⁵ Vergleiche Stanley Fish: »Mind Your Ps and Bs. Digital Humanities and Interpretation«, in: *New York Times Opinionator*, 2012, <http://opinionator.blogs.nytimes.com/2012/01/23/mind-your-ps-and-bs-the-digital-humanities-and-interpretation/> (aufgerufen: 12.1.2012).

³⁶ Greetham: »The Resistance to Digital Humanities«, a.a.O., S. 443.

³⁷ Vergleiche Andreas Aschenbrenner u.a.: »Von e-Science zu e-Humanities. Digital vernetzte Wissenschaft als neuer Arbeits- und Kreativbereich für Kunst und Kultur«, in: *Bibliothek. Forschung und Praxis* 31, 2007, S. 11–21, hier S. 13f. und S. 18.

³⁸ Vergleiche für ein frühes Beispiel Abschnitt 3.2.2 in Fotis Jannidis: »Was ist Computerphilologie?«, in: *Jahrbuch für Computerphilologie* 1, 1999, zitiert nach <http://computerphilologie.uni-muenchen.de/jahrbuch/jb1/jannidis-1.html> (aufgerufen am 14.3.2013).

³⁹ Vergleiche Greetham: »The Resistance to Digital Humanities«, a.a.O., S. 448.

⁴⁰ Oswald Panagel: »Zum Standort der Geisteswissenschaften. Anamnese, Spurensuche, Annäherungen«, in: Gottfried Magerl u.a. (Hg.): »*Krise der Moderne*« und Renaissance der Geisteswissenschaften, Wien 1997, S. 1–13, hier S. 13.

⁴¹ Wolfgang Welsch: »Strukturwandel der Geisteswissenschaften. Diagnosen und Vorschläge«, in: Magerl (Hg.): »*Krise der Moderne*« und Renaissance der Geisteswissenschaften, a.a.O., S. 317–338, hier S. 330 und 338.

⁴² Ebd., S. 317.

⁴³ Gottfried Magerl: »Vorwort«, in: ders. (Hg.): »*Krise der Moderne*« und Renaissance der Geisteswissenschaften, a.a.O., S. V–VII, hier S. VI.

⁴⁴ Fritz Böhler: »Imaginierte Nutzungsgemeinschaften«, in: SAGW (Hg.): *Für eine neue Kultur der Geisteswissenschaften?*, #a.a.O.#Bezug unklar. Fn 28?#, S. 227–234, hier S. 229.

⁴⁵ Welsch: »Strukturwandel der Geisteswissenschaften«, a.a.O., S. 317.

- 46** Mark Sample: »I'm Mark and Welcome to the Circus«, Kommentar auf HASTAC, zitiert nach <http://hastac.org/blogs/cforster/im-chris-where-am-i-wrong#comment-16481> (aufgerufen: 19.1.2013).
- 47** Vergleiche für ein konkretes Projekt <http://www.sciencestarter.de/literatur-in-westafrika> (aufgerufen: 10.4.2013), mit dem Anne M. Schelhorn ihre Dissertation über Literatur und Oratur in Westafrika finanziert.
- 48** Vergleiche Mercedes Bunz: *Die stille Revolution. Wie Algorithmen Wissen, Arbeit, Öffentlichkeit und Politik verändern, ohne dabei viel Lärm zu machen*, Frankfurt am Main 2012, S. 11–62.
- 49** Stanley Fish: »The Digital Humanities and the Transcending of Mortality«, in: *New York Times Opinionator*, 2012, <http://opinionator.blogs.nytimes.com/2012/01/09/the-digital-humanities-and-the-transcending-of-mortality/#more-117595> (aufgerufen: 19.1.2013).